›In freier Stunde‹

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 214. Posen, den 18. September 1928. 2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

6. Fortsetzung.

Kraftlos, mit dem Gefühl des Pygmäenhaften vor der unwiderstehlichen Gewalt, traten sie ins Freie.

Wie sah das alles aus! Niedergerissene Palmstämme bedeckten den Boden, eine ungeheure Flutwelle war bis wenige Meter unterhalb der Hütte vorgedrungen.

Schlamm, Seetang, Algen, dazwischen Körper toter und halbtot zappelnder Fische, wo vorher blühende Wiese gewesen. Mitten aber im Schlamm stand Ta'avale, ernsthaften Gesichts, und suchte alles zusammen, was er an Fischen finden konnte.

Unwillkürlich mußte Reerink lächeln.

Die Selbstverständlichkeit, mit der sich der Alte die Vorteile zunutze machte, die ihm der vorüberrasende Orkan gewährte, hatte etwas froh Beruhigendes.

Langsam stieg er mit O'a die Hänge hinab.

Es zappelte hier und da zwischen den Steinen.

Plötzlich stutzte sie jäh.

Da lag ein großer, grauer Körper, mit unförmigem Kopf und den fatalen dreieckigen Rückenflossen.

Ein riesiger Hai war zwischen die blühenden Blumen und die Jasminbüsche geschleudert worden. Er war noch nicht tot. Die kleinen, vorquellenden Augen sahen starr und bös auf die Nähertretenden.

Reerink rief Ta'avale.

Der Alte kam und beugte sich erstaunt zu dem sterbenden Hai hinunter.

Da schrie O'a grell auf, und im gleichen Augenblick schnellte sich das riesige Tier auf den Rücken.

Die weiße Bauchseite blitzte auf, und die furchtbaren doppelten Zahnreihen drangen tief in Ta'avales Bein, dicht unter der Narbe, die ihm schon einmal ein Haifisch geschlagen hatte.

Lautlos, ohne einen Schrei, fiel Ta'avale zu Boden.

Gerd Reerink hatte einen Augenblick starr vor Schrecken gestanden. Dann stürzte er vor, und waffenlos wie er war, trat er dem Ungeheuer mit aller Kraft gegen den Hals.

Die Zahnreihen öffneten sich wieder, und mit einem Ruck schleuderte Reerink den Alten aus dem Bereich des Tieres.

Sieben Schritt weiter taumelte Ta'avale ins Gras.

Der Fußtritt schien dem Hai den Rest gegeben zu haben.

Er zuckte noch ein paarmal mit der Schwanzflosse, dann lag er still. Er war tot.

„Ich bin noch nicht ganz außer Training,“ dachte Reerink mit grimmiger Freude.

Dann eilte er zu Ta'avale, neben dem schon O'a kniete. Die Wunde war tief, aber nicht gefährlich, obwohl sie den alten Riß wieder geöffnet hatte.

Reerink holte reinweißen Bast aus der Hütte und verband sie.

Ta'avale lag ganz still. In seinem verwitterten Bronzegesicht zuckte kein Muskel. Als er, fertig verbunden, mit Reerinks Hilfe aufstand, war ein seltsamer, fremder Schein in seinem Gesicht. Er wies Reerinks Hilfe ab. Stand frei auf dem Stein, den Schwerpunkt des Körpers auf den gesunden Fuß legend.

Starrte mit weit geöffneten Augen ins Leere.

Es war, als wollte er etwas sagen, und Gerd und O'a warteten in einem plötzlich aufsteigenden Gefühl von kindlicher Demut. Aber er schwieg lange Zeit.

Endlich fragte Reerink: „Willst du nicht in deine Hütte gehen, dich niederlegen, Ta'avale? Deine Wunde . . .“

Da sprach er endlich: „Wer hat den Fisch zuerst gesehen?“

„Ich,“ sagte O'a.

„Und warum hast du geschrien?“

„Er sah mich an, und seine Augen waren so bös. Sicherlich ist er bezaubert, Vater.“

„Er hat mich verwundet,“ sagte Ta'avale, und seine Stimme klang fremd und seltsam weit entfernt.

„Ich bin der erste. Du bist die zweite, O'a.“

Dann veränderte sich die unheimliche Starrheit seines Gesichts, er stöhnte und wandte sich zum Gehen.

Aber er wankte und wäre gefallen, wenn ihn Reerink, schnell zuspringend, nicht gestützt hätte.

O'a huschte an seine andere Seite, und sie brachten ihn zur Hütte, wo er sich niederlegte, ohne ein Wort mehr zu sprechen.

Draußen sahen sich Gerd und O'a unwillkürlich an. Und in beider Augen schimmerte eine heimliche, schwer verborgene Furcht. Jeder schien etwas fragen zu wollen keiner fragte.

Stumm gingen sie der eigenen Hütte zu.

Plötzlich standen sie still.

„Was war das?“ fragte der Mann.

O'a zitterte. „Ich weiß nicht. Komm weiter.“

„Was war das?“ wiederholte Reerink. „Jemand schrie!“

„Ich habe nichts gehört,“ stammelte sie.

Er sah sie an, scharf, forschend.

„Nein?“ fragte er.

„Nein — nichts.“

„Du lügst,“ sagte er kurz.

„Jemand schrie — ganz sicher schrie jemand.“

Er machte einen Schritt zurück. Da stürzte ihm O'a um den Hals und hing sich an ihn.

„Geh nicht zurück!“ schrie sie auf. „Geh nicht zurück!“

„Was hast du?“ fragte er überrascht.

„Du darfst nicht zurückgehen,“ flüsterte sie in wilder Erregung. „Du darfst nicht. Es ist Panga-ku, der böse Geist, der Vater verwundet — wir werden sterben — o ich weiß es — wir werden sterben, Ta'avale wird sterben, und ich werde sterben — aber du — du darfst nicht sterben — ich will nicht, daß du stirbst!“

Ein heftiges Weinen erschütterte ihren Körper, während Reerink, betäubt von diesem unerwarteten Ausbruch, sie streichelnd zu beruhigen suchte.

Unwillkürlich huschte sein Blick in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war und in der auch der graue tote Körper des Hais lag.

„Der Taifun hat dich erregt," sagte er langsam. „Es ist ein toter Fisch, sonst nichts."

„Es ist Panga-ku," flüsterte O'a. „Ich weiß es, ich weiß es. Er schreit nach dir. Du darfst nicht hingehen."

Da schrie es abermals.

Ein heiserer, wilder, verzweifelter Ton.

Einen Augenblick durchschauerte es Neerink. O'a zitterte wie Espenlaub.

Dann riß er sich los.

„Es ist ein Mensch!" schrie er auf. „Ein Mensch! Er schreit um Hilfe. Ich sehe ihn, in den Klippen draußen!"

In großen Sätzen raste er über den Abhang, sauste mit wildem Sprung über den toten Hai hinweg und verschwand in den Klippen.

Starr, bewegungslos stand O'a und sah ihm nach.

Ihre Finger waren ganz kalt und bewegten sich, ohne daß sie es wußte. Die Gedanken kreisten wild in ihrem Hirn.

Dann stieg sie langsam, fast feierlich, Schritt für Schritt hinunter bis zu dem toten Hai.

Dort kauerte sie sich nieder und sah in die hervorquellenden toten Augen, die noch immer von abgrundtiefer Bosheit erfüllt waren.

Sie wiegte den schlanken Oberkörper hin und her, während sie den bösen Geist beschwor, sie zu nehmen und Ta'avale, den Vater. Aber nicht ihn. Nicht ihn, der ihn verspottet hatte.

Dreimal neigte sie sich bis zum Boden, ehrfurchtsvoll, um ihn wieder auszusöhnen über den frevelhaften Sprung ihres Herrn. Panga-ku lag still, und sein Blick blieb böse wie bisher.

Da weinte O'a.

Gerd Neerink stand auf der Klippe und sah auf die gischtenden Wogen. Von hierher war der Schrei gekommen.

„Hallo!" rief er laut und horchte angestrengt.

Durch das Dröhnen der anprallenden Fluten drang kein Ton. Langsam stieg er, um sich spähend, auf den nächsten Felsblock.

Da lag ein Mann, mit beiden Händen an den scharfen Klippenrand geklammert. Er sah mit weit geöffneten Augen ins Leere. Seine Arme bluteten an vielen Stellen, verletzt von den scharfen Steinen, gegen die er wohl geschleudert worden war.

Es war ein Weißer, ein Europäer . . .

Sein Mund war weit offen, doch kein Laut war mehr zu hören. Er konnte wohl nicht mehr schreien. Gerd Neerink legte sich auf den Felsen und versuchte, nach ihm zu greifen.

Es war zu tief unten — wenige Zentimeter nur — aber zu tief. Gleichwohl war es die einzige Stelle, von der aus es überhaupt möglich sein konnte, ihn zu erreichen. Rings um ihn brüllten die zerstiebenden Wassermassen.

Neerink beugte sich vor, so weit er konnte. Hei! Ums Haar wäre er vornüber gefallen. Verdammt. Das fehlte noch. O'a —

Wie der Blitz zuckte die Erinnerung an sein Paradies auf der Insel in ihm auf — der Friede — die Ruhe — das Glück —

Wer kam da, wurde angespült an sein Land? Wer weiß . . .

Er riß einen Gedanken aus seinem Hirn, daß es schmerzte, und mit wilder Entschlossenheit sich vorbeugend, krampfte er sich mit den Füßen und der Linken fest an den Fels, während er die Rechte nach dem Ertrinkenden ausstreckte.

Und jetzt — jetzt gelang es.

Ein kräftiger Ruck — der Mann hing mit halbem Oberkörper über dem Fels. Noch ein Ruck — der Mann war ein Riese — unheimlich schwer — es ging nicht.

Aber er bekam Hilfe.

Der Verunglückte stemmte sich mit letzter Kraft hoch — Neerink half nach, dann lagen beide auf der Klippe, Neerink schwer atmend, der andere ohne Bewußtsein.

Er war gerettet . . .

V.

Sid Payne erwachte mit ekelhaften Kopfschmerzen. Außerdem tat ihm der rechte Arm weh. Er gähnte herzhaft, streckte sich und richtete sich auf.

„Endlich," sagte eine Stimme, die er nicht kannte, auf englisch. Er sah sich um: ein mittelgroßer, dreiviertel nackter Europäer mit ziemlich feinem Gesicht, wohl etwas verwildert.

Und hinter ihm ein braunes Mädel.

Er hielt sich den Kopf.

„Entschuldigen Sie," bat er. „Können Sie mir vielleicht sagen, was hier gespielt wird?"

Er sah dabei so verlegen-täppisch aus, daß Neerink lächeln mußte.

„Sie sind gestern mittag vom Taifun an die Klippen geworfen worden," sagte er erklärend. „Vermutlich ist Ihr Schiff gescheitert. Ich zog Sie aus dem Wasser, und seitdem haben Sie hier geschlafen."

Sid Payne hörte aufmerksam zu.

„Vielen Dank, Verehrtester," sagte er. „Was machen Sie hier?"

„Ich . . .?"

Ueber Neerinks Gesicht huschte ein leichter Schatten. „Mir ist es ähnlich ergangen wie Ihnen . . ."

„So," nickte Sid Payne. „Was ist das eigentlich für eine Gegend?"

„Eine Südseeinsel. Einen Namen hat sie nicht. Wir sind hier zu dreien, mit Ihnen zu vieren."

Sid Paynes Augen flogen von ihm zu dem Mädchen und wieder zu ihm zurück.

„Wen gibt es noch außer Ihnen und der jungen Dame?" fragte er.

„Ihr Vater ist bei uns."

Sid Payne nickte befriedigt.

„Erlauben Sie also, daß ich mich vorstelle," sagte er mit einer etwas zu feierlichen Verbindlichkeit, die auch in einer anderen Umgebung als dieser den Mann nicht gerade erster Kreise verraten hätte. Hier wurde sie fast grotesk. „Sid Payne, Ingenieur an Bord der Bombay, unterwegs nach San Franzisko."

Gerd Neerink verbeugte sich etwas ironisch.

Payne wartete vergeblich darauf, nun den Namen seines Retters zu erfahren.

„Sie werden vermutlich hungrig sein," nahm Neerink endlich das Wort. „O'a hat Ihnen etwas zu essen gemacht. Bitte!"

Er wies auf eine dampfende Schale, in der gekochte Fische lagen. Sid Payne hatte seit dreißig Stunden nichts gegessen.

Er ließ sich nicht lange nötigen und griff zu.

Neerink und O'a ließen ihn allein.

Eine volle halbe Stunde aß Sid Payne. Dann war er satt und überlegte. Die Bombay lag jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach sechs oder sieben Kilometer unter dem Wasserspiegel.

Und die guten Leute, die mit ihm ihr Heil im Boot versucht hatten, waren Fischfutter. Nun wohl. Alles hat seinen Zweck. Auch die Fische wollen leben. Schlimm war, daß man hier nicht weg konnte. Dieser Mensch schien Grund zu haben, seinen Namen nicht zu nennen. Das Mädel aber war hübsch, das konnte man sehen, selbst wenn man anderthalb Tage lang nichts gegessen hatte.

Teufel, was würden Carruther und Stevenson sagen, wenn er nicht in Frisko eintraf! Bah — man würde ihnen jemand anders schicken, das war alles. Sid Payne war tot, mit den andern von der Bombay ersoffen. Verfluchte Schweinerei das! Ob es wirklich unmöglich war, sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen?

(Fortsetzung folgt.)

Film und Leben.

Novelle von Wolfgang Federau.

Nach einer beispiellos glänzenden Laufbahn, die sie im Verlauf von fünf Jahren von Erfolg zu Erfolg geführt hat, ihr, der vaterlosen Halbwaise aus engsten, dürftigsten Verhältnissen, ein nach Millionen zählendes Vermögen in den Schoß geworfen hatte, war Berenice Houben plötzlich gestorben. War blühend, jung, strahlend zu Boden gesunken unter dem grellen Licht der Jupiterlampe, der letzte stöhnende Atemzug übertönt von dem gleichmäßigen Surren des Aufnahme-Apparates. Hingeworfen und vernichtet von jener dunklen und geheimnisvollen Macht, die ernst und drohend hinter allem Lebenden steht.

Dieses Mädchen mit dem hinreißend schönen Körper, mit dem süßen, fein geschwungenen Mund und den Augen voller Träume und Leidenschaften, dieses außerordentliche liebreizende Wesen, das Fluch und Seligkeit der Liebe mit einer alle Herzen erschütternden Echtheit und inneren Wahrheit darzustellen vermochte, hatte trotzdem keinen Freund, keinen Geliebten. Ja, das Unglaubliche war Tatsache, daß Berenice Houben, die anerkannt schönste aller Filmschauspielerinnen, in ihrem Privatleben das Dasein einer Haustochter alten, bürgerlichen Schlages führte. Sie lebte still und zurückgezogen mit ihrer Mutter in irgendeinem Vorort der großen Stadt, aufopfernd und rührend in ihrer Liebe zu der alten, durch viel Leid gebeugten Frau, die ihrerseits die ganze unerschöpfliche Fülle und Wärme eines mütterlichen Herzens über das einzige ihr verbliebene Kind geworfen hatte.

Dem Regisseur und zwei Schauspielern oblag die schwierige Aufgabe, die Mutter von dem plötzlichen Ableben Berenicens in Kenntnis zu setzen. Nach eingehender Beratung kam man jedoch zu dem Entschluß, die Leiche des Mädchens nicht nach ihrem Hause schaffen zu lassen, sondern sie in dem schön ausgestatteten Sitzungssaal des Direktionsgebäudes der Filmgesellschaft aufzubahren, bis zu ihrer endgültigen Beisetzung. Denn da man das innige Verhältnis zwischen Mutter und Kind kannte, fürchtete man, daß der Anblick der Toten eine allzu gefährliche Wirkung auf die alte Frau Houben ausüben würde. Auch glaubte man, auf diese Art der Mutter all die quälenden und aufregenden Verrichtungen, die eine Beerdigung notgedrungen mit sich bringt, am besten ersparen zu können; denn Berenice war selbst unter den stets eifersüchtigen Künstlern, unter all diesen mit dem Film zusammenhängenden Menschen, außerordentlich beliebt.

Frau Houben empfing die Ueberbringer der Trauerbotschaft mit dem Ernst und der fast Ehrfurcht erweckenden Würde, die dieser Frau eigen war. Der Regisseur, in ihr durch viel Leid gezeichnetes, von schneeweißen Haaren umrahmtes Gesicht blickend, suchte stammelnd nach den richtigen Worten.

„Ihre Tochter Berenice," begann er endlich zögernd, schluckend, nach einer kurzen, vorbereitenden schicklichen Einleitung, „die wir alle so sehr geliebt haben, ist plötzlich hingegangen."

Er machte sich darauf gefaßt, daß die alte Dame mit einem Aufschrei ohnmächtig zu Boden sinken würde, streckte, schon zur Hilfeleistung bereit, die Hände nach vorne. Doch Frau Houben lächelte nur sehr sanft und ruhig:

„Ja, ich weiß — mein Kind hat mich bereits darauf aufmerksam gemacht, daß es mich in Kürze verlassen würde, daß es auf eine längere Reise gehen müsse — sie hat da wohl irgendwelche vertragliche Verpflichtungen, denke ich."

Betroffen sahen die Herren einander an.

„Der Ewige hat sie plötzlich zu sich gerufen," versuchte der Regisseur es noch einmal.

„Eine plötzliche Berufung nicht wahr?" lächelte die Alte wieder — jetzt sah der Regisseur, daß dies Lächeln leer und wie eine Maske war und ein kaltes, fröstelndes Gefühl kroch ihm über die Schultern, — „nun, sie wird bald wieder zurückkehren."

„Sie kehrt nie — nie mehr zurück, liebe Frau," erwiderte der Regisseur mit Betonung. Aber dann, in einem Entschluß, verabschiedete er sich fast überstürzt und verließ beinahe fluchtartig das Trauerhaus, gefolgt von den anderen Herren. Draußen, auf der Straße, atmete er schwer auf und lockerte den Kragen mit der Hand, als ringe er nach Luft.

„Das war schrecklich," stöhnte er, den Schweiß von der Stirn wischend. „Kein Zweifel, sie hat den Grund unseres Kommens erraten und der Schreck hat ihr den Verstand geraubt, ehe ich noch den Mund geöffnet habe."

Nach einer langen Konferenz in der Direktion kam man zu dem Entschluß, Frau Houben von der Beerdigung Berenicens überhaupt nicht zu unterrichten. Es schien fast menschlicher, sie in ihren Wahnvorstellungen zu belassen, der Glaube an die Rückkehr ihrer Tochter würde der alten Frau die letzten Jahre des Lebens erleichtern und den erlittenen Verlust barmherzig verschleiern.

Es fand sich unter den Künstlern einer, von dem das Gerücht ging, daß er Berenice mit einer heimlichen, jünglinghaften und hoffnungslosen Leidenschaft geliebt habe — der es auf sich nahm, das Dienstpersonal von Frau Houben in Kenntnis zu setzen und Vorkehrungen zu treffen, daß alle Zeitungen, die über den Tod des Mädchens berichteten, von ihr fern gehalten wurden. Aber diese Vorsicht wäre gar nicht nötig gewesen. Frau Houben dachte nicht daran, Zeitungen zu lesen, sie hatte es auch früher nicht getan, ließ sich nur von ihrer Tochter die kleinen Unwichtigkeiten, die sie interessierten, ab und zu erzählen. Jetzt, so plötzlich völlig vereinsamt, führte sie doch ihr altes Leben in der bisherigen Form weiter. Wohl klagte sie dem ehemaligen heimlichen Verehrer ihrer Tochter, der sie oft besuchte und geduldig, ja fast dankbar sich von Berenice erzählen ließ, ihr Leid darüber, daß ihr Kind so gar nicht schreibe. Aber sie entschuldigte im nächsten Augenblick bereits selbst mit ihrem allzeit gütigen Herzen das Versäumnis, und ihr Gast hatte kaum jemals Veranlassung, nach einer glaubhaften Erklärung suchen zu müssen.

Jeden Abend aber besuchte sie eines der Lichtspieltheater der Großstadt, nachdem sie vorher sorgfältig die Programme durchsucht hatte. Immer ging sie nur zu Filmen, in denen ihre Tochter auftrat, und wenn ihr Berenicens Bild von der Leinwand entgegenlächelte, so nickte sie ihm zu und fühlte sich glücklich. Als aber im Laufe der Zeit diese Filme seltener wurden, in die Provinz abwanderten und schließlich ganz verschwanden, begann sie zu reisen und lag oft viele Stunden auf der Bahn, nur um am Abend in einer fremden, unbekannten Stadt, in einem ebenso fremden und unbekannten Kino sich ihrer Tochter nahe fühlen zu können.

Doch die Welt liebt das Neue, und sie will zwar unterhalten und in Aufregung versetzt, aber nicht in allzu wehmütiger Form an das Sterben erinnert werden. So geschah es, daß man nach einem Jahre oder etwas später die Filme, an denen Berenice mitgewirkt hatte, allgemein von den Spielplänen absetzte. Da kehrte Frau Houben in ihre Wohnung zurück. Sie ließ sich durch Vermittlung des Künstlers, der sich alsbald wieder einfand, in einem ihrer Zimmer einen kleinen Vorführungsapparat, den sie selbst bedienen konnte, einbauen und kaufte den Verleih-Unternehmungen, die Filme, in denen Berenice auftrat und deren Titel sie restlos im Kopfe hatte, ab. Ihr großes Vermögen, das sie ihrer Tochter verdankte, sowie die Tatsache, daß die völlige Harmlosigkeit ihrer geistigen Erkrankung der Behörde keine Veranlassung gegeben hatte, sie unter Vormundschaft zu stellen, machten diesen Plan ohne Schwierigkeiten durchführbar. Und Abend für Abend saß sie nun in dem so zu einem Lichtspieltheater umgewandelten Zimmer, ließ die Filme vor sich abrollen, wechselte mit dem lebendigen Bild Berenicens leise, zärtliche Worte und war fast restlos glücklich.

An einem Abend aber, als jener Künstler, dessen Liebe zu der Toten sich nur noch in treuer, eifriger Sorge für das Wohl ihrer Mutter auswirken konnte, die Wohnung der alten Dame betrat — seit langem gewöhnt, sie vor einem dieser Filme anzutreffen und selbst beglückt, das Lächeln Berenices wenigstens im Bilde immer wieder sehen zu dürfen, hörte er, noch im Begriff den Mantel abzulegen, aus jenem Zimmer einen gräßlichen, furchtbaren Schrei, der ihn vor Entsetzen zusammenzucken ließ. Im nächsten Augenblick war er in jenem wunderlichen Vorführungsraum. Frau Houben lag, geschüttelt von Krämpfen, mit tränenüberströmtem Gesicht auf dem Boden. Bei seinem Eintritt deutete sie auf die Leinwand: „Da — da!" schluchzte sie. „Berenice — ist tot . . . Mein Kind ist — gestorben! Heute ist sie — gestorben."

Behutsam trug der Künstler die Frau auf ihr Lager, versuchte — freilich erfolglos — ihr Trost zuzusprechen. Dann benachrichtigte er einen Arzt, und während dieser sich mit der Kranken beschäftigte, ging er in den Vorführungsraum zurück, um festzustellen, wodurch der Schleier so plötzlich zerrissen war und der Frau die Wahrheit enthüllt hatte. Er ließ das Filmband nochmals vor sich abrollen. Und er wußte Bescheid, kaum daß er die erste Szene gesehen hatte. Irgendein übereifriger Angestellter eines Film-Verleihs hatte Frau Houben jenen unvollendeten Bildstreifen verkauft, bei dessen Aufnahme Berenice gestorben war. Man sah, wie das Mädchen plötzlich, mit einem kaum sichtbaren, schmerzlichen Zucken zu Boden sank — es sah aus, wie eine gar nicht einmal besonders gut gespielte Szene. Aber das Auge der Mutter hatte erkannt, daß hier nicht mehr gespielt wurde, daß hier eine größere Gewalt die Regie führte — und diese Erkenntnis hatte das dünne Mäntelchen zerrissen, das die erste Kunde von Berenicens Tod barmherzig über den Geist der alten Frau geworfen hatte.

Erschüttert erlebte der Künstler noch einmal das Sterben des von ihm so sehr geliebten Mädchens. Und er war fast dankbar, als der Arzt ihm wenige Minuten später mitteilte, daß Frau Houben den andern Morgen nach menschlicher Voraussicht kaum mehr erleben würde.

„Divertissements".

Von den Lustbarkeiten des Mittelalters.

Von Peter Lee.

Etwas hat unsere sonst durchaus nicht mustergültige Zeit derjenigen des Mittelalters und späterer Jahrhunderte voraus: die Achtung und Liebe zum Gottesgeschöpf. Der Tier-Schutzverein, viel zu spät ins Leben gerufen, war eine im Interesse menschlicher Würde dringend gebotene Pflicht. Wie man früher mit der armen und wehrlosen Kreatur verfuhr, ersieht man in manch „ritterlichem" Spiel, z. B. dem des Fuchsprellens, von dem hier ein wenig die Rede sein soll.

Wenn hohe Standespersonen gelegentlich großer Festlichkeiten in der Residenz oder an irgend einem noch so unbedeutenden

Fürstenhofe zusammentrafen, so pflegten sie im Anschluß an die „Solennitäten" unter sich mancher Vergnügungen und „Divertissements", für die wir Heutigen im allgemeinen doch wohl kein Verständnis mehr haben, man rechne denn die spanischen Stier-, die südfranzösischen Hahnenkämpfe und die gerade um diese Jahreszeit so beliebten Fuchs- und Schnitzeljagden ab. Unter den höfischen mittelalterlichen Zerstreuungen; aber erfreut sich sowohl bei den Damen als auch bei den Herren das gemeinsame Fuchs-Prellen größter Beliebtheit. Niemals durfte es in dem Festprogramm fehlen, dessen Beschluß es regelmäßig machte.

Der Oberjägermeister erließ in seiner Eigenschaft als oberster Jagdbeamter geraume Zeit vorher an die ihm unterstellten Oberförster, Wild- und Hegemeister den Befehl, allenthalben Füchse, wo sie ihrer nur habhaft werden können, in Netzen zu fangen und sie in dazu gehörigen hölzernen Behältnissen in dem Jägerhof der Residenz abzuliefern. Die armen Reinekes wurden alsdann in einen wohlvermauerten Zwinger gesteckt, wo ihnen bis zum „Festtage" an Aetzung nichts abging. Bisweilen mußten von dem Forstbeamten auf die nämliche Art lebendige Hasen, Dachse und dergleichen geliefert werden. Auch jährige Frischlinge und mäßige kleine Bachen wurden befohlen, die jedoch (weshalb, wird sich zeigen) in aller Stille und Verschwiegenheit gehalten werden mußten. Es bemühte sich also ein jeder Oberförster und Wildmeister, der ein wenig „Ambition" im Leibe hatte, so viel wie möglich des begehrten Getiers einzufangen und an den Hof zu schicken.

Nahte nun der Tag des Fuchs-Prellens heran, so wurden tags zuvor die Rotröcke, die vom Geschlecht der Lampe und die jungen Wildschweine in ihrem Zwinger wieder eingefangen, in lange flache Kästen gesperrt und nach dem „Festplatz" gebracht, der entweder mit geharktem Sand oder einer weichen Grasnarbe und mit straffer hochgespannter und gutverankerter Leinwand eingezäunt war, um die Tiere am Auskommen zu hindern, oder sich auf dem Jägerhof selbst befand, wo die Baulichkeiten ringsum (Zeughaus, Jägerwohnungen, Hundeställe und allerhand Gemäuer) eine noch zuverlässige Arena abgaben wie der obengeschilderte tücherumsponnene Platz. Der Christ, dem diese Einzelheiten zu danken sind, ist im Detail gar anschaulich und humorvoll. Der alte Herr schreibt:

„Sollte aber die Herrschaft unpäßlich seyn, oder die Gemahlin wäre in den Wochen, und die frembde Herrschaft befände sich etwan kräncklich, so wird das Fuchs-Preellen zu besserer Commoditee der Herrschaft auff dem Schloß-Platz vorgenommen, und die Herrschafft sehen aus ihren Gemächern dem Fuchs-Preellen mit Vergnügen zu, und delectieren sich an den viellfälltigen Lufft-Sprüngen und Capriolen der Füchse und Hasen und dem Umfallen und Stolpern der Cavalliers und Dames, zumahl, wenn die in heimlichen Kästen verborgenen Sauen unter sie gelassen werden, da bey den disponirten Reyhen und Gliedern eine ziemliche Confussion erwecket, und als groß Gelechter verursachet wird."

Vor allen Dingen mußte man den Schloßplatz, der gewöhnlich recht handfest gepflastert war, eine halbe, mindestens aber eine viertel Elle hoch mit Sand beschüttet und fein säuberlich überharken, „damit die Kurtzwehl desto länger dauren mögte, und die Voltigier-Sprünge der Füchse und Hasen desto vigouröser, lebhaffter und öffter gesehen werden: denn sonst würde die Lust balde zum Ende gehen, wenn die armen (!) Thiergen in dem Heruhter-Fallen den Kopff auff die Steine schlügen, oder den Rückgrad und das Creutz oder die Läuffte zerbrächen."

Erschienen nun an dem in Aussicht genommenen Tage die „Cavalliers und Dames" in grünem mit Gold und Silber sorgfältig „verchamerirten" Habit bei Hofe, so wurden die nach dem sauber hergerichteten Platz und unter feierlichem Zeremoniell „invitiret", und alsdann in eyner bunten Reyhe wechselsweise eyn Cavallier und eyne Dame gestellet, und also, daß eyne jede Dame allezeit ihren Cavallier gegen über habe vor sich, welcher mit ihr den Fuchs mit den hierzu behörigen schmahl Prell-Netzen auffziehet und prellet. Nachdem sich nun viel Cavalliers und Dames bey dem Prellen eyngefunden, werden drey biß vier und mehr Reyhen formiret, und sind also gleichsam zwey biß drey Gassen zu sehen. Auff den Befel der hohen Herrschafft werden die Kasten der Füchse und Hasen zuerst geöffnet, daß alles durch die Gasse passiret. Die Cavalliers und Dames schicken mit vielfälltigen Prellen die Füchse und Hasen nach mancherley wunderlichen Figuren in die Lufft, daß die Herrschafft ihr Vergnügen haben kann. Soll es nun bahld zu Ende gehen, so werden die Sauen herausgelassen, und die machen dann bey den Dames unter den Reif-Röcken einen solchen Rumor, daß nicht zu beschreiben . . ."

In der Tat, eine handfeste derbe Lust verbarg sich unter solch höfischgrausamem Spiel, die zur Grandezza des spiegelnden Parketts und den steifen Pavanen in höchst merkwürdigem Widerspruch stand. Die Sache wird dadurch nicht besser, daß zu der doch wahrlich barbarischen Tierquälerei eine in nichts gemilderte landsknechtschaft anmutende Fopperei der „Dames" durch die Herren „Cavalliers" kam, welchselben ihren Schönen einfach — Sauen unter die Krinolinen schickten. Scherz oder tiefere Bedeutung? Und wie dieser Hauptspaß (als solcher muß er betrachtet werden) in aller verschmitzter Sorgfalt, die gleichermaßen bei dem schönen und dem starken Geschlecht ein offenes, mit viel Lachen und Lüsten erwartetes Geheimnis ist, vorbereitet wird (in aller „Stille" und „Verschwiegenheit") — — — das ist für die Zeit des offenherzigen Rokoko und seinen hier ganz und gar nicht unbezopften Liebhabereien ungewöhnlich bezeichnend.

Seit wann eigentlich erhebt die Welt Anspruch darauf, als gesittet und wenigstens einigermaßen kulturell überfirnißt zu gelten? Es ist nicht so lange her, wie manch einer glauben mag.

Theater-Anekdoten.

Unter dem Titel „Pikantes Anekdoten-Ragout aus der Theaterküche" veröffentlichte der im Jahre 1848 in Hamburg erschienene „Theaterteufel", ein humoristisch-sathrischer Almanach, einige Geschichtchen, die wegen ihrer Köstlichkeit eine Auffrischung vertragen können. Von vielen wollen wir folgende anführen:

Als der Komponist des „Postillon von Longjumeau", Adam, das Ritterkreuz der Ehrenlegion erhielt, sagte Saphir im „Humorist": „Welches Wunder! Schon Adam der Erste tat gar nichts und hat im Schlafe sein Kreuz bekommen!"

*

Schauspielerinnen entwickeln in Liebessachen oft eine köstliche Naivität. Vom Mein und Dein haben sie häufig in dieser Sphäre die seltsamsten Begriffe. Folgende Anekdote ist ein Beweisstück dafür und buchstäblich wahr. An einer großen Residenzbühne hatte sich die Gattin eines Schauspielers bereits dermaßen an die Don-Juanerieen desselben gewöhnt, daß sie sich sogar veranlaßt fand, mit einer seiner Auserkorenen ein enges Freundschaftsbündnis zu schließen. Castor und Pollux en jupons gingen eines Tages spazieren und führten ein harmlos-trauliches Gespräch; da erblickt die derzeitige Geliebte des galanten Mimen denselben in einiger Entfernung am Arme einer jungen, schönen Dame, die sich zärtlich an ihn schmiegt. Im dunkeln Auge die Flamme des Zornes, wendet sich die Betreffende zu ihrer Freundin und ruft aus: „Was seh' ich — Emilie — dein Mann ist mir untreu geworden."

*

Der Zettel eines Wiener Theaters hatte zu Ende des Jahres 1846 folgendes Druckfehler-Monstrum aufzuweisen. Anstatt: „Fräulein A. . . . ist unpäßlich und das Theater wird geheizt," hieß es: „Fräulein A . . . . wird geheizt und das Theater ist unpäßlich."

*

In einem Pariser Theater trat während eines Zwischenaktes der Komiker Cazot vor das Publikum hin, das in grollender Stimmung die Nachricht eines Repertoire-Wechsels zu vernehmen erwartete. Statt dessen fragte Cazot: „Befindet sich ein Herr Pierre Tirebouchon unter Ihnen?" — Eine Epiciersstimme, dünn wie ein Halbsous-Talglicht rief: „Ja!" — „Mein Herr Pierre Tirebouchon," fuhr der Komiker fort, „ich habe die Ehre, Ihnen auf diesem außerordentlichen Wege die angenehme Mitteilung zu machen, daß Ihre Gattin soeben von gesunden Zwillingen entbunden wurde. Sie verlangt dringend nach Ihnen, Herr Pierre Tirebouchon!" — „Ich danke Ihnen," rief die Talglichtstimme in freudiger Erregung zurück. „Sind's Knaben oder Mädchen?" — „Ist mir nicht bekannt geworden, Herr Pierre Tirebouchon. Untersuchen Sie das gefälligst selbst!" — Und der Epicier verschwand denn auch sogleich. Man mag sich vorstellen, mit welchen tumultuarischen Ausbrüchen der Heiterkeit das Publikum diese Geburtsanzeige und das weitere Gespräch begleitete.

■ Aus aller Welt. ■

Sonderbare Getreideernten. Eines sehr einfachen Verfahrens bedienen sich die Eingeborenen von Bolivien bei der Getreideernte. Zuerst wird das Korn mit der Sichel geschnitten, worauf es auf freiem Felde noch durch die Hufe von Pferden, die man darauf herumtrampeln läßt, gedroschen wird. Stellt sich dann am Nachmittag der alltäglich mit Regelmäßigkeit einfallende Wind ein, so wirft man das Getreide mit Schaufeln in die Luft, wodurch Spreu und Korn auf dem einfachsten Wege voneinander gesondert werden. Auch der Araber macht beim Korndreschen keine besonderen Umstände. Vor dem Dorf befindet sich gewöhnlich eine ebene Fläche, die man als Tenne benützt. Auf diese Tenne streut der Bauer nun seine Aehren hin. Hierauf spannt er sein Pferd vor ein Brett, auf das er sich selber stellt, und läßt das Brett nun über das Korn hinweggehen. Damit ist sein Korn gedroschen, ohne daß er sich besonders anzustrengen brauchte.

Der Rauch über England. Dr. Owen schätzt die Menge Ruß, die über England hinzieht, auf 2½ Tonnen jährlich. Ein Fünftel hiervon besteht aus Teer. An Hausbrand werden jährlich 40 Millionen Tonnen Kohlen verbraucht. Diese geben 900 Tonnen Schwefelsäure, die, mit dem Regen nach unten kommend, den Boden vergiftet und die Bauwerke beschädigt. Der Rauch der Fabriken enthält lange nicht soviel Teer. Der meiste Häuserrauch entwickelt sich beim Anmachen der Oefen und Herde zwischen 9 Uhr morgens und 6 Uhr abends. Owen hat das Institut für Technologie der Brandstoffe ersucht, nach einem Mittel zu suchen, damit diese schädlichen Niederschläge beseitigt werden.

■ Fröhliche Ecke. ■

Café, Leipzig. Anton Mergel betritt ein Leipziger Kaffeehaus: „Herr Ober, ä Däßj'n Gaffee hädd' ich gerne." — Der Kellner bringt eine kleine Tasse Kaffee. — Mergel betrachtet sie von allen Seiten, dann hebt er den Zeigefinger, so, als ob er der Tasse drohen wollte, und sagt: „Wemmer so kleen is wie du, had mr eichendlich noch gar nischd im Gaffeehaus verlor'n . . ."

Ein Mißverständnis. Richter: „Wie heißen Sie?" — Junge Frau: „Charlotte." — „Und wie werden Sie gerufen?" — Errötend: „Mein süßes Täubchen . . ."